Kampf um eine Palme: Kunst am Bau und Konventionen

Selten genug erreichen kulturelle Botschaften aus der französischen Schweiz den deutschsprachigen Landesteil. Die Geschichte der Palme von Gorgier, ein gescheitertes Kunst am Bau-Projekt, schaffte das. Zum Glück, muss man sagen, denn sie weist eindringlich auf ein grundsätzliches Problem des heutigen Kunstschaffens und der Kunstförderung hin.

Von Manuel Pestalozzi*

In einem zweiten Anlauf wurde die geplante Metallpalme auf eine Insel im Neuenburgersee verbannt. Auch dieser Vorschlag brachte Teile der Bevölkerung in Aufruhr und missfiel zuständigen Behörden. Fotomontage des Künstlers Christian Gonzenbach

Die Kunst am Bau hat eine wechselvolle Geschichte. Im 19. Jahrhundert verstand man darunter Bauschmuck. Bei der Planung wurde ihm durch den Architekten oder die Architektin ein bestimmter Platz zugewiesen: figürliches in Nischen, Friese und Freskos an Fassaden oder Wänden. Im 20. Jahrhundert emanzipierte sie sich; Kunstschaffende werden heute zu Kunst am Bau-Wettbewerben eingeladen. Hinsichtlich der Wahl der Mittel, dem Thema wie auch bei der Platzierung erhalten sie oft viel Freiheit. Häufig entscheidet eine Jury mit Fachpersonen über das siegreiche Projekt. Sie bestimmt auch die Beziehung zwischen Bau und Kunst.

Zeugen der Entfremdung

Entscheide über Kunst am Bau sind Insider-Angelegenheiten. Die Kunst muss keine Publikumstests bestehen. Sie lagert sich von den meisten kaum bemerkt an den Bau an. Höchstens Versuche, ein Projekt abzuwehren, schaffen es in die Medien – und ganz selten sogar auf einen Stimmzettel: Das «Nagelhaus» am Escher Wyss-Platz in der Stadt Zürich wurde 2010 auf diesem Weg abgeschmettert. Die Tatsache, dass alleine die Opposition gegen ein Kunst am Bau-Projekt dieses der allgemeinen Öffentlichkeit näher bringt, weist auf eine Entfremdung zwischen der Kunstwelt und

der breiten Öffentlichkeit hin. Der Grund dafür mag sein, dass sich die Projekte selten selbst erklären. Von den meisten fordern sie einen Sonderaufwand ein, wollen sie sie verstehen oder vielleicht sogar schätzen lernen. Die Unklarheit der Absicht hinter einem Werk, das Fehlen von Konventionen bei der Ästhetik und immer mehr auch bei der Symbolik oder bei Konnotationen mindern die Bedeutung der Kunst am Bau – auch jenseits der dumpfen Irritation. Das Misstrauen gegenüber einer sich als ewig avantgardistisch verstehenden, als «abgehoben» wahrgenommenen Kunstszene mag beitragen zur Entfremdung zwischen dem Kunstobjekt und dem breiten Publikum. Bei der Kunst am Bau ist das eigentlich nicht hinnehmbar. Sie muss alltagstauglich sein und die Kraft haben, Identität zu stiften.

Tunnelblick

Die Palme von Gorgier war ein Kunst am Bau-Projekt für ein Gefängnis im Kanton Neuenburg. Nebst den aufgezählten Entfremdungserscheinungen führte bei ihm ein bemerkenswerter Mangel an Aufmerksamkeit, an Umsicht und letztlich wohl auch der Tunnelblick der Verantwortlichen zum Eklat.

So wurde die Geschichte, die gut in Gottfried Kellers Novellenzyklus «Die Leute von Seldwyla» passen würde, in der NZZ vom 17.12.24 als «sehr welsche Saga» nacherzählt: 2012 sanierte der Kanton das Gefängnis Bellevue in Gorgier. Dieses befindet sich seit 1994 in einer sicherheitstechnisch ausgebauten Mädchenschule direkt oberhalb eines Wohnquartiers. 100 000 Franken waren für Kunst am Bau reserviert. Der teilnehmende Genfer Künstler Christian Gonzenbach entdeckte beim Besuch des Gefängnisses ein wandgrosses Graffito eines Inhaftierten: blaues Meer, gelber Strand, Palmen. Ein «Heureka»-Moment für Gonzenbach; er schlug eine 18 Meter hohe Palmenskulptur aus Stahl vor und gewann mit ihr die Ausschreibung. Zuerst hätte die Palme im Gefängnishof aufgestellt werden sollen. Dort kam sie aus sicherheitstechnischen Gründen nicht infrage. Also auf einem Acker, direkt ausserhalb des Areals. Beide Varianten brachten die Bevölkerung in der Nachbarschaft auf. 52 Einsprachen gingen ein, mehr als 500 Personen unterschrieben eine Petition. Der Gemeinderat sprach sich gegen die Palme aus, die Gemeinde verweigerte die Baugenehmigung. Als Grund für diese Protest nennt der NZZ-Bericht die gute Sichtbarkeit der Skulptur, welche das ungeliebte Gefängnis über der Ortschaft – bekannt für zahlreiche Ausbrüche – erst recht aus dem Siedlungsgebiet hervorgehoben hätte.

Es folgte ein Machtspiel zwischen den Autoritäten und den Ansässigen. Der Kanton wollte das Projekt durchsetzen. «Es obliegt nicht den Einwohnern von Gorgier, zu entscheiden, ob die Palme errichtet wird oder nicht», sagt Neuenburgs Regierungsrat für Kultur, Alain Ribaux, in einem Film, den der Kanton zu dieser Geschichte in Auftrag gab und der auf Youtoube zu sehen ist. Gleichzeitig wurde ein Alternativstandort gesucht, wo die Palme «Kunst weitab vom Bau» (aber von diesem her sichtbar) geworden wäre. Nach einem vom Künstler abgelehnten Verkehrskreisel folgte ein Sandkasten, schliesslich eine künstliche Insel im Neuenburgersee, nahe dem Ufer. Auch im See, mal mit mal ohne Insel, wurden Bedenken von Behörden (Sicherheit) laut. Abermals leisteten Menschen aus der Nachbarschaft Widerstand. Erneut gab es Einsprachen. Sie entschieden den langen Streit: Eine Juristin des Kantons kam zum Schluss, dass die Palme im See zu weit entfernt sei vom Gefängnis oben auf den Hügeln, sie also keine Kunst *am* Bau mehr wäre. Ausserdem dürfe an einem Seeufer nur ausnahmsweise gebaut werden, wenn der betreffende Bau einen praktischen Nutzen habe. Daraufhin schrieb der Regierungsrat das Projekt ab.

Der erhobene Vorwurf des Tunnelblicks und der mangelnden Umsicht bezieht sich auf die Grundidee und die anscheinend ungenügende Auseinandersetzung mit ihr seitens der Verantwortlichen des Wettbewerbs. Der Einfall, Inhaftierten eine Palme vor die Nase zu stellen, in Anlehnung an ein Wandbild, das explizit als Sehnsuchtsort gedacht ist, erscheint gedankenlos und geradezu zynisch. Ist die Vermutung wirklich abwegig, dass sich Inhaftierte durch diese Skulptur verhöhnt fühlen könnten? Bei der Palme jenseits der Mauer wäre dieser Effekt noch stärker gewesen. Die befürchtete Wirkung ist umso befremdlicher, als die Kunst am Bau ausdrücklich den Inhaftierten hätte zugutekommen sollen, notfalls gegen den Willen der Bevölkerung in der Nachbarschaft, wie die Geschichte dokumentiert. Dies hätte eigentlich nach einem internen, von aussen nicht wahrnehmbaren Projekt gerufen, zum Beispiel in irgendeiner Form des «Countdowns», der zeigt, dass niemand ewig dort festgesetzt ist und es ein «Danach» geben wird.
Der Verdacht liegt leider nahe, dass sich in dieser Geschichte niemand für das Schicksal oder mögliche Kunstwünsche der Inhaftierten interessierte. Sie erscheinen als unbeteiligte Statistinnen und Statisten. Stattdessen gaben sich manche der Selbstbespiegelung hin. Unter solchen Umständen kann man getrost auf Kunst am Bau verzichten.

* Manuel Pestalozzi, dipl. Arch. ETHZ und Journalist BR SFJ, betreibt die Einzelfirma Bau-Auslese Manuel Pestalozzi (http://bau-auslese.ch)